

Ueber das Schachspiel.

Von E. Kupffer.

[Nachdruck verboten.]

Der Ursprung des Schach ist bekanntlich mit mannigfachen staunreichen Erzählungen umgeben; dahin gehört die Geschichte von dem weisen Nasir oder Sissa. Dieser soll das Spiel erfunden und damit bildlich einen großen Mann Herrscher über dessen persönliche Schwäche mit Erfolg belehrt haben. Von dem Könige, der sich dankbar zeigen wollte, habe aber der Weise eine übermäßige Belohnung begehrt, indem er eine Anzahl von Weizenkörnern verlangte, welche durch 63malige Verdoppelung auf den Schachfeld...

Wir wissen längst, daß diese Geschichte gleich anderen ins Reich der Fabel gehört und daß sich aus den ältesten Notizen über den wirtlichen Urheber des Spiels nichts entnehmen läßt. Nicht dem erfindersüchtigen Einfall eines Einzelnen, sondern dem Zusammenwirken einer großen Anzahl scharfsinniger Köpfe, die den Lieblingsgegenstand ihrer Unterhaltung immer mehr zu vervollkommen suchten, ist die Form zuzuschreiben, in der das geistvolle Spiel erscheint.

Man hat bisher geglaubt, daß das Schachspiel in die grauen Vorzeiten hinaufreicht, welche der gelehrte Engländer Forbes für dasselbe in Anspruch nimmt, wir wissen aber jetzt, daß sein Ursprung nicht vor 500 v. Chr. zu setzen ist. Die Erkenntnis dieser Wahrheit verdanken wir den ebenso gründlichen wie gelehrten Forschungen des Holländers A. van der Linde, welche in dem großen Werke „Geschichte und Literatur des Schach“, 2 Bände, Berlin 1874, niedergelegt sind. Der indische Ursprung des Schach ist sicher, denn nur aus dem indischen Chaturanga läßt sich das persische Chattran, welches keine andere Bedeutung hat als Schach, erklären. Gehört also den Indern unbekannt das Verdienst der Erfindung des Schach, so gebührt den Arabern ebenso entschieden das Verdienst, das Spiel richtig gewürdigt, gepflegt und nach Europa übergeführt zu haben.

Die Überreste des Spiels offenbart sich am deutlichsten in einer umfangreichen arabischen Literatur, welche Anfänge und Endspiele erläutert. Viele Meister spielten aus dem Gedächtnis und als Beispiel einer ganz ungewöhnlichen Stärke wird von einem gewissen Al-Adbi in Bagdad berichtet, er habe während seiner 40jährigen Lehrjahrsperiode niemals eine Partie verloren. Dieser Al-Adbi, der im Jahre 950 gestorben ist, hat ein Lehrreiches Werk über das Schach hinterlassen; er war ein Meister, der die wunderbaren Probleme erörtern hat, die noch heute das Entzücken des Lesers hervorgerufen.

Uebrigens wird eine Anzahl von Kalifen genannt, die hervorragende Spieler gewesen sind; ich erinnere nur an den Sultan Saladin.

Hinichtlich der Fortpflanzung des Schach meint van der Linde, daß die Araber das Spiel nicht gleich bei ihrem Einfall in Spanien mitgebracht hätten, und erklärt ferner das selbständige Schachspiel, welches der Kaiser Harun-al-Raschid Karl d. Gr. gekostet haben soll, für unhistorisch. Dagegen berichtigt alle Eronismen, daß 3 v. d. Ständer lebendige Schachspieler gewesen seien (ich sage Brettspieler, denn es ist nicht ganz sicher, ob es das heutige Schachspiel war). Es habe in Irland im achten Jahrhundert zwei große Familien gegeben, die durch einen förmlichen Vertrag alle ihre Güter auf's Brettspiel gesetzt hätten; sie verarmten sich jährlich an einem bestimmten Tage zum Spiel, welches in Gegenwart vieler Zeugen und Notare gespielt wurde, die jeden Zug, sowie den Ausgang des Spiels aufzeichneten. Der Sieger und dessen Familie zog die Einkünfte der Güter bis zum nächsten Termine. Etwas weniger glaublich klingt die Nachricht, daß die Gothen durch das Schachspiel den Verlust ihrer Töchter gepflückt hätten, ob sie reich wären zum Vertragen — denn da Fertigkeit im Schach und Verstandesreife nicht notwendig Hand in Hand gehen, so mögen die resp. besiegten Schwiegerkinder wohl zuweilen in Betreff des Verlustes enttäuscht gewesen sein.

Mit Sicherheit können wir annehmen, die Kenntnis des Schach sei ums Jahr 1000, also jedenfalls vor Beginn der Kreuzzüge, im Occident bereits etwas ganz Gewöhnliches gewesen. Darüber haben wir vollkommene sichere Nachrichten.

Als ältestes Zeugnis aus dem byzantinischen Reiche, wo die früheste Verbreitung mit den Arabern bestand, haben wir eine Notiz der Anna Komnena, dahin lautend, daß der Kaiser Alexis (1081—1118) sich öfters in der Nacht die Staatsorgen mit dem Schach vertrieben habe. Sie erzählt ferner, die Byzantiner hätten das Spiel von den Assyrern erhalten, die damals unter der Herrschaft der Araber standen. Von den Arabern, oder wahrscheinlich schon von den Indern haben auch die Chinesen das Schach erhalten. Der Kaiser Kiangtund soll ein

gar leidenschaftlicher Spieler gewesen sein und seinen Untergebenen die Pflege des Spiels anempfohlen haben. Als aber der reiche Kaufmann Tschin einen großen Saal schachbrettartig parietieren ließ und schöne Sklavinnen in reichen Kleidern als Figuren gebrauchte, da ward ihm dieses unschuldige Vergnügen ein wenig verbittert. Kiangtund, der Kaiser des himmlischen Reiches, empfand dies als Ueberbietung des kaiserlichen Luxus so übel, daß er den braven Tschin zu einer unangenehen Geldbuße verurtheilte, aus dem Lande jagte und noch Dank für gnädige Strafe verlangte — wahrscheinlich weil er ihn mit dem Dankbus versehen hatte.

Nach dem skandinavischen Norden mögen die Normannen das Spiel von ihren Jüngen in Mittelmeer oder aus Frankreich gebracht haben und durch sie ist es vielleicht weiter nach England gekommen. Nach Russland aber muß es unmittelbar aus dem Inneren Asiens durch die Tartaren gelangt sein, denn diejenigen städtischen Völker, welche nicht, wie die Polen, mit dem Abendland frühzeitig in Verbindung traten, nennen die Figuren noch heute so, wie sie in Perlen genannt wurden. Dlearius, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Rußland durchreiste, sagt in seiner Reisebeschreibung, die Kuffen seien sehr stark Spieler und nur in Perlen habe er noch stärkere getroffen.

Daß die Mongolen eifrige Schachspieler gewesen, wissen wir durch den byzantinischen Geschichtsschreiber Ducas, der etwa um 1400 lebte. Ducas erzählt, der bekannte Mongolenkaiser Tamerlan oder Timur-lenk sei auf dem Schachbrette ebenso zu Hause gewesen, wie auf dem Schlachtfelde. Sein stärkster Gegner sei Ala-ebdin gewesen, ein blinder Egypter, der den Tamerlan fortwährend besiegte, ohne sonderlich auf sein Spiel zu achten, indem er nebenbei an der Unterhaltung der Uebrigen theilnahm, scherzte, lachte, deklamirte u. s. w. Tamerlan leistete denn auch einmal gegen Ala-ebdin die naive Bemerkung: Du bist im Regieren der Schachsteine ebenso einzig, wie ich im Regieren der Welt.

Nach Deutschland ist das Schach also im Jahr 1000 gekommen. Es hat sich in Deutschland ohne Widerstand verbreiten können. In Frankreich aber verbot der König Ludwig IX. 1254 durch ein Edikt all seinen getreuen Unterthanen Schach zu spielen; schon vor ihm hatte der heilige Bernhard von Clairvaux dagegen geäußert. Weil seine Mönche das Spiel um einen Einsatz an Geld zu spielen pflegten, so belegte der heilige Mann jede Partie mit einer Fühwahrung von 12 Armen, die außerdem mit Gold zu beschenken waren. Im Allgemeinen aber nahmen sich während des Mittelalters die weltlichen Behörden keinen Anstoß an Schach, und auch die kirchlichen geistlichen das Spiel, insofern es sich dabei um keinen Geldgewinn handelte.

Die Form, in welcher das Spiel jetzt erscheint, darf man wohl als abgeschlossen betrachten. Änderungen wesentlichen Art sind etwa seit 150 Jahren nicht mehr eingetreten, und es ist wahrscheinlich, daß für ein Brettspiel innerhalb leicht übersehbarer Grenzen keine Einrichtung getroffen werden kann, die sinnreicher wäre als die bestehende. Für diese bestehende Form hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte eine Theorie herausgebildet, die gewiß nicht zu den geringsten Leistungen menschlichen Scharfsinnes gehört. Sie hat das Eigenthümliche, daß ihre Autoren den verschiedenen Lebensstellungen angehören, da die Pflege des Schach nur als Erholungsmitel, nicht als Berufsbeschäftigung angesehen wird. Gelehrte, Gewerbetreibende, Künstler, Maler, Dichter, hochgeleitete Staatsmänner und bescheidene Beamte haben in harmloser Brüderlichkeit sich gegenseitig ergänzend und verbeßernd, Größeres und Geringeres leistend, den sehr komplizierten Bau der Theorie ausgerichtet; wollte man an der inneren Einrichtung des Spiels rütteln, so würde dieser mühsam erworben Schatz wertlos.

Die ältesten europäischen Autoren über das Schach finden wir am Ende des 15. Jahrhunderts in Spanien; denn hier gelangte das Schach durch die Araber natürlich zuerst zur Blüthe. Spanier, dann Italiener verfaßten Analysen gespielter Partien und machten theoretische Untersuchungen der Anfangszüge. Im 18. Jahrhundert tritt der Opernkomponist Hilliard in Frankreich auf mit seiner berühmten „Analyse“; auch in England gelangte das Schach gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu großer Blüthe. Französische und englische Meister forderden sich gegenseitig zu sogenannten Match's, d. h. Zweikämpfen heraus.

(Schluß folgt.)

Die Juwelenammlung „Walicki“.

Von A. C. Wiesner.

Gelegentlich eines Kostümballes, welchen die Fürstin Arbed im verstorbenen Winter zu Westbaben gab, erregte die Fürstin Leuchtemberg großes Aufsehen durch einen prachtvollen Diamantenschmuck, der auf zwei Millionen Rubel geschätzt wird. Ein Theil dieses Schmucks, zumal ein sehr kostbares Diadem, stammt aus der Juwelenammlung „Walicki“, die im Jahre 1811 ganz Petersburg in Erschauen und Bewunderung versetzte.

Zu Anfang der ersten französischen Revolution befand sich in Wien ein reicher moldauischer Bojar Namens Kopezko. Er hatte das erste Stockwerk eines unansehnlichen, nun längst abgebrochenen Hauses vor dem Spaltenhof gemiethet, aber nicht eigentlich zu seiner Wohnung, sondern um dort im Kreise der feinen Gesellschaft Spielabende zu veranstalten.

Eines Abends erging nun im Spielsalon Kopezko's ein junger litthauischer Edelmann Namens Walicki. Er mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen, war von hohem Wuchs, edel gestirnten Gesichtszügen und feinen Manieren. Der Vater Walicki's, Gutsbesitzer im Gouvernement Grodno, ward durch die damaligen politischen Wirren in Polen hart mitgenommen und hatte mehr als die Hälfte seines Vermögens verloren. Der alte Walicki wollte indes nicht, daß sein Sohn an den revolutionären Erhebungen sich beteiligte, welche damals Polen erschütterten, ohne es von seinem Untergange retten zu können; der Vater beschloß deshalb, den Sohn längere Zeit auf Reisen zu schicken. Dazu erhielt der junge Walicki mehrere Empfehlungsbrieve und 500 Dukaten Reisegeld. Damit kam der junge Mann nach Wien. — Er sah während des ersten Abends bei Kopezko lange dem Spiele zu, ohne sich daran zu beteiligen. Die Gesellschaft bestand aus älteren und jüngeren Kavaliere, Offizieren und vielen vornehmen Franzosen, welche die Revolution aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Im Laufe des Abends trat Walicki auch an einen Spieltisch, wo „Stoß“ gespielt und die Bank von einem älteren ungarischen Aristokraten gehalten wurde, den Walicki in seinen später erschienenen Memoiren als einen Fürsten E. bezeichnet.

Die Bank hatte Unglück. Während einer kleinen Pause blickte Fürst E. vom Spieltische auf und bemerkte Walicki. — „Nun, junger Herr“, fragte lächelnd der Fürst, „wollen Sie mit der Kleinigkeit vielleicht Ihr Glück versuchen?“ Der Rest der Bank bestand in 112 Dukaten, Walicki erklärte, sie halten zu wollen und zog seine Börse, um die Bank zu sprengen. — „Ah, laß Sie das“, entgegnete höflich ablehnend der Fürst, „ich glaube Ihnen vollständig. Ueberhaupt muß unter Gelehrten unbedingtes Vertrauen herrschen; auch im Spiele.“ — Walicki gewann. Fürst E. warf lachend die Karten hin, stand auf und miedte sich, nachdem er noch mit dem jungen Litthauer einige freundliche Worte gewechselt, unter eine andere Spielergruppe. Walicki hatte den festen Vorsatz gefaßt, nicht weiter zu spielen; er begriff erst jetzt, wie sehr seine Klasse, sein ganzes disponibles Vermögen zusammenzugesammeln wäre, falls er der Bank 112 Dukaten hätte bezahlen müssen.

Er sah also noch eine Weile dem Spiele zu und wollte alsdann sich entfernen. Als er im Vorzimmer Hut und Mantel verlangte, traf er wieder mit dem Fürsten E. zusammen, der von dem schmalen Korridor her eingetreten war. — „Wie, Sie gehen schon?“ meinte der Fürst. „Wenn mein Wagen da wäre, könnten wir zusammen fahren.“ Der Fürst blickte auf seine Uhr. „Wann einer halben Stunde“ fuhr er fort, „wird mein Wagen hier sein; wir könnten alsdann bei mir supieren. Sie sind doch so freundlich anzusehen.“ — Walicki beugte sich zuliegend. — Der Fürst häkelte sich in den Arm des jungen Mannes und schritt mit ihm den Spielzimmer zu. Plötzlich blieb Jener stehen und richtete an Walicki die Frage: „Bedenken Sie noch zu spielen?“ — „Ich glaube kaum“, erwiderte der Litthauer, „auch scheint mir die Zeit zu kurz. Indes, wenn Sie es wünschen...“ „Nein, nein“, unterbrach ihn lächelnd der Fürst, „es handelt sich durchaus um keine Nevada; aber ich möchte mich noch an dem Spiele der anderen Herren beteiligen. Wären Sie so freundlich, mir auf eine halbe Stunde Ihre Börse zu borgen, da ich das mitgebrachte Geld verloren habe?“

Walicki zog ohne Befinnen seine Börse und überreichte sie dem Fürsten in der verbindlichsten Weise. Dieser dankte mit einem Händedruck, trat an den nächsten Spieltisch und warf fast die Hälfte von Walicki's Goldstücken auf eine Karte. Der Fürst verlor abermals. Das Spiel dauerte noch längere Zeit, aber das Glück wendete beharrlich den Rücken. Er hatte nur noch wenige Dukaten vor sich, als ihm ein Diener des Bojaren Kopezko meldete, der Wagen sei vorgefahren. Der Fürst stand auf, nahm wieder Walicki am Arme und ging mit ihm nach dem Vorzimmer. Dort erwartete den Fürsten ein feiner, reich gallontierter Diener und reichte seinem Herrn, wie auch Walicki, mit tiefen Bücklingen Hut und Mantel.

Am Ende der Treppe angelangt, nahm Beide eine prachtvolle Equipage auf. Die Pferde giffen feurig an und hielten bald vor einem Palais in der Hauptgasse. Dort öffnete ein Portier in reicher Livree, worauf ein anderer Diener dem Herrn des Hauses lammt seinem Begleiter die breite Treppe hinauf leuchtete. Walicki trat mit dem Fürsten, dessen Namen er noch nicht kannte, in einen überaus reich und geschmackvoll eingerichteten Speisestuben, in dessen Kamin ein helles Feuer flackerte. In der Mitte des Salons stand ein runder wohlbesetzter Speisetisch, an dem sich die beiden Herren niederließen. „Man müssen wir uns wohl jetzt näher kennen lernen“, meinte der Fürst, und nannte seinen Namen. Walicki erhob sich von seinem



Stühle, verbeugte sich und erwiderte lächelnd: „Ich habe zwar nicht das Glück, Fürst zu sein, dafür bin ich indes Präsident der Freie Bolens.“

„Ich erachte“, erwiderte in heiterer Laune der Kaiserherr, „Sie sind vollwärtiger Edelmann.“ „So ist es, mein Name ist Walicki.“

Als der Kaiserlich mit köstlichen Tafeln angetragener wurde, erzählte Walicki dem Fürsten in ungezwungener Weise sein Schicksal, verhehlte ihm auch nicht, daß die geborgene Wörte kein ganzes Vermögen enthalten habe und er mit diesen wenigen Goldstücken kein Glück in der Welt aufsuchen müsse. Der Fürst hörte seinem jungen Gaste wohlwollend zu, rief dann seinem Kammerdiener, lasse diesen einige Worte ins Ohr und verabschiedete sich von Walicki mit der Bemerkung, er möge in seinem Schlafzimmer ausruhen und am Frühstück wieder erscheinen. Walicki ward nach einem äußerst komfortabel eingerichteten Schlafzimmer geführt, wo ihn der Diener entließ. Als dieser das Zimmer näher betrachtete, bemerkte er zu seiner Ueberraschung auf dem Toiletentische seine Wörte. Sie schienen viel schwerer zu wiegen als vordem, und er konnte sich nicht enthalten, ihren Inhalt zu zählen. Sie enthielt in der That 500 Thaler mehr, als er dem Fürsten bei Kopezo geborgt hatte. Walicki sah sofort den Entschluß, dieses Geschenk in der höflichsten Weise abzulehnen, was er denn auch am Morgen nach dem Frühstücke versuchte, welches er in der Gesellschaft des Fürsten eingenommen.

„Der Kaiser muß sich geirrt haben, es ist nicht anders möglich“, meinte Walicki. „Mein Kaiserer kann und darf sich nicht irren“, erwiderte lächelnd der Fürst. „Und hätten Sie auch wirklich zu viel erhalten, so möchte ich Sie bitten, den Mehrbetrag als ein freundliches Darlehen zu betrachten, das Sie mir ganz nach Belieben zurückzahlen können. Ich bin Ihnen von getreuer verpflichtet. Uebrigens lagen Sie mir ja selbst, daß Sie nur mit einer Handvoll Goldstücke in die Welt gehen, um Ihr Glück zu machen. Nun, glauben Sie mir, junger Freund, die Welt ist groß und nebenbei überaus schlecht. Schon mancher brave junge Mann ist in ihrem Wirbel untergegangen ohne eigenes Verschulden. Lassen wir also diese Vorfälle, die ich Ihnen von getreuer verpflichtet. Uebrigens lagen Sie mir ja selbst, daß Sie nur mit einer Handvoll Goldstücke in die Welt gehen, um Ihr Glück zu machen. Nun, glauben Sie mir, junger Freund, die Welt ist groß und nebenbei überaus schlecht. Schon mancher brave junge Mann ist in ihrem Wirbel untergegangen ohne eigenes Verschulden. Lassen wir also diese Vorfälle, die ich Ihnen von getreuer verpflichtet.“

Man sah Walicki noch einige Wochen in Gesellschaft des Fürsten, der den jungen Mann augencheinlich liebgekommen hatte. Inzwischen verließ der Bojar Kopezo Wien, wodurch die Spielgesellschaft und das gesellige Nachleben im Hause am „Schottensteig“ ihr Ende erreichten. Bald darauf erfolgte die Abreise Walicki's.

Von diesem Zeitpunkt ab blieb der junge Wittbauer völlig verschollen. Aber achtzehn Jahre später, zu Anfang des Frühjahrs 1811, tauchte Walicki plötzlich in Petersburg als portugiesischer Graf mit einem kolossalen Reichthum auf. Wiewohl unverschämter, brachte er aus dem Auslande 28 Diener, darunter Franzosen, Deutsche, Italiener, Portugiesen und mehrere Negers mit, die bezüglich der verschwenderischen Pracht ihrer Ausrüstung ganz Petersburg in Erstaunen versetzten. Walicki ließ sich an der Moroskaja ein prachtvolles Palais bauen, dessen Inneres einen wenigstens damals in der russischen Hauptstadt noch nicht gekennnten Luxus im orientalischen und westeuropäischen Geschmacke enthielt.

Unter den Reichthümern Walicki's stand indes in erster Linie seine Juwelen-, Schmiede- und Waffenkammer, die einen großen, kostbar geschmückten Saal seines Palais einnahm. Die zahlreichsten Edelsteine von jener Größe, die in den blendendsten Vitrinen jenseits der verhängten Vorhänge in kunstvollen Goldgehäusen und prachtvollen Waffen fast aller Länder der Welt wurden von Kennern auf 14 Millionen Rubel geschätzt!

Das Verdienstvolle an Walicki's Reichthum war indes, daß man niemals erfuhr, wie er eigentlich zu diesem gekommen war. In dieser Richtung blieben alle Nachforschungen, welche selbst insgeheim die Petersburger Polizei anstellte, völlig vergeblich. Man erfuhr nur so viel, daß er vor seiner Ankunft in Rußlands Hauptstadt sechs Jahre in Portugal gelebt, wovon er von der afrikanischen Küste auf seinem eigenen Schiffe gekommen war. Walicki trat indes schon in Portugal als überaus reicher Mann auf, ward dort in den Grafenstand erhoben und erwarb große Ländereien. In den vorangegangenen Jahren, nach seiner Abreise von Wien, hatte Walicki allerdings auch Italien, Frankreich, England und einen großen Theil des Orients bereist, wie dies aus seinen Memoiren zu entnehmen ist, welche nach seinem Tode erschienen, aber nirgends findet sich dort auch nur die leiseste Andeutung über den Ursprung seines Reichthums.

Erst mehrere Jahre nach seinem Tode fand man unter seinen hinterlassenen Papieren eine Schrift, welche über jene Frage einigen Aufschluß gab. Walicki erklärte nämlich in jenem Schreiben, etwa ein Jahr vor seinem ersten Austritte in Portugal mit einem russischen Grafen Trubekof, den er in Paris kennen gelernt, als Begleiter und Sekretär eine Reise nach Afrika unternommen zu haben. Auf einem Zuge durch die Wüste ward die Beduinenshorde der Reisenden von einer Abtheilung anderer Beduinen angegriffen, deren Stamm mit dem der Eskorte in Feindschaft lebte. Der Kampf, welcher sich entspann, war ein überaus heftiger. Auf Walicki und Trubekof drang ein vornehmer Beduine auf einem prachtvollen Pferde ein, dessen stolzes Sattelzeug von Goldschmiede war. Nach hartem Kampfe gelang es Walicki, seinen Gegner vom Pferde zu schleudern und dieses sammt dem Gepäck zu erbeuten. Auch der Rest der Reisenden und ihrer Eskorte feindlichen Beduinen ward schließlich in die Flucht geschlagen. Waren schon Pferd, Sattelzeug und Waffen des geübtesten Beduinen für Walicki von großem Werthe, so war

seine Uebertragung jedenfalls noch größer, als er später in einer Taube des Sattels, ohne von irgend einem Zeugen belauscht zu sein, ein kleines Ebenholzstäbchen fand, das Diamanten und andere Edelsteine enthielt, welche man später in Alger auf mehr als 800,000 Francs schätzte. Einen Theil dieser eben so abenteuerlichen wie glücklichen Beute setzte Walicki in Tunis in bares Geld um und reiste von dort nach Portugal, nachdem er sich schon in Alger von dem Grafen Trubekof getrennt hatte, der etwa ein Jahr später in Paris starb. Durch glückliche Spekulationen zählte Walicki's Vermögen in Portugal bald nach Millionen, welche ihn in die Lage versetzten, die kostbarsten der erbeuteten Goldstücke zu behalten und sie so zum Stamme seiner später in Petersburg berühmte gewordenen Juwelenkammer zu machen. (P. Lid.)

## Mein Denunciant.

Von Otto Felsing.

[Nachher verboten.]

Warum ich ihn „meinen“ Denuncianten nenne? Mein Gott, das ist ganz einfach. Er hat mich zu seinen Lebzeiten so oft bei einer hochweisen und alle Wege löblichen Polizei denuncirt, daß ich auf eine gewisse Anhänglichkeit an meine unbedeutende Person schließen muß, und da ich mich seit längerer Zeit daran gewöhnt habe, einen mir zugelaufenen, ruppig aussehenden kleinen Hund „meinen“ Hund zu nennen, nur weil er sich so anhänglich zeigte, daß man ihn von Amtswegen als mir geböhrig betrachtete und mir selbstenwegen Steuern abspändete, so bin ich auch dahin gekommen, jenen Denuncianten „meinen Denuncianten“ zu nennen, obgleich ich sehr liebhaben muß, daß ich keineswegs ein ausschließliches Recht auf ihn hatte. Er denuncirt ja durchaus nicht nur mich.

Wenn Leute, die keine elben Eigenschaften nicht zu würdigen verstanden, von ihm behaupteten, er sei ein geborener Denunciant gewesen, so war das grundfalsch. Er war nicht einmal gelehrter Denunciant, nur gelehrter Schweineschlächter. Er hatte freilich die von „Vatern“ ererbte Schlächtereier nicht in Flor erhalten können; aber das lag nicht an ihm. Sie „ging“ nicht; indes nicht etwa, weil er sein Handwerk nicht verstanden hätte, sondern vielmehr weil in Berlin — seiner Behauptung nach — für einen christlich-germanischen Schweineschlächter kaum noch etwas zu thun übrig bleibt. Da er nun zum Wetzen so stolz, zum Stechen so ungeheuerlich und zum Rauben so feige war, es aber doch für unumgänglich nöthig hielt zu leben, so mußte er einen Geschäftszweig ausfindig zu machen suchen, der die dreifache Eigenschaft hatte: für ihn zu passen, nicht anstrengend und dabei recht einträglich zu sein. Er verstand es erst, Grünsüß zu werden, fand aber bald, daß auch hierzu eine gewisse Geschäftlichkeit von Nöthen sei; er verlor den noch übrigen Rest des väterlichen Vermögens und trat zum Katholizismus über, um Mönch zu werden. Allein er konnte das sittenreine Klosterleben nicht ertragen, das seine Nerven schnell zu erschöpfen drohte, und da er in den paar von ihm bejagten unteren Elementarstufen unglücklicher Weise zu viel gelernt hatte, um als Strohbedakter einer mit den Gesetzen ständig in Konflikt befindlichen Presse verwendet werden zu können, so ließ er sich wieder „zurücktaufen“ und wählte das Denuncianten zum Lebensberuf.

Das war das Nichtigste für ihn; dabei gebeh er prächtig. Er, der als Grünsüß so dünn war, wie das Papier, auf welches er seine Schweineprosperie schrieb, der als Mönch so herumgekommen war wie ein alter Knecht, blühte jetzt auf wie eine Rose von Jericho, die man in frisches Wasser legt.

Sein Geschäft betrieb der Mann folgendermaßen. Er zog sich lediglich gute Gerbende an, füllte einen ebenfalls noch ganz leichten Cylinder auf seinen dicken, fugelunden Schidel und durchwanderte schon am frühen Morgen als harmloser Spaziergänger die Straßen in der Reigenfolge, wie er sie sich für sein Tagewerk verzeichnet hatte. — Es war postförmlich, ihn auf diesen Spaziergängen zu beobachten. Seine gleichfalls fugelunden Hosenrollen rollten dabei beständig, neugierig nach allen Seiten spähend, in ihren Höhlen herum. Juwelen blieb er mit einem leisen Pfeiflaute stehen; er hatte etwas entdeckt. Gewöhnlich war es eine strafbare Kleinigkeit, z. B. der Umstand, daß ein Hund ohne Maulkorb oder ohne Steuermarken auf die Straße gelassen war, oder daß ein weiblicher Jemand eine Tischdecke zum Fenster hinaus ausschüttelte, oder sonst etwas dergleichen. — Das wurde flugs notirt und denuncirt, entweder schriftlich oder durch Vermittelung des ersten besten Schutzmannes.

Was seine geschäftlichen Beziehungen zu mir anlangt, so entstanden sie dadurch, daß er auf einem seiner Morgenzüge wahrnahm, wie mein Dienstmädchen das während der Nacht auf den Balkon der Wohnung herniedergerogene Wasser in die an der Schmalseite hinlaufende Rinne lehrte, daß aber das Wasser, anstatt sich in ein allgemeines Abzugsrohr an der Hausfacade zu ergießen, wegen schlechter Anlage direkt in die Gassen, von oben her auf das Straßentrottoir strömte.

Sofort notirte ich „mein“ Denunciant den Vorfall, stellte Ort und Zeit fest und ging dann hin und denuncirte mich bei der Polizei. Diese richtete mich wegen Uebertretung des § 30 und so der Str.-P.-D. ein Strafmandat in Höhe von 3 Mark. Ich, der ich mich von jeder Schuld frei wußte, da ich mich nur meines Rechtes bedient hatte, indem ich das Wasser in die ja dazu angebrachte Rinne hatte schöpfen lassen, protestirte dagegen und trug auf richterliche Entscheidung an. Es wurde ein Termin angelegt und — mein Denunciant figurirte bei demselben als Belastungszeuge. Es kam ihm dabei gar nicht darauf an, daß ich verurtheilt wurde. . . . er war

ja kein schadenfroher, böshafter Mensch. . . es war ihm lediglich um die gerichtliche Verhandlung an und für sich zu thun. Denn gleichviel ob ich nun verurtheilt wurde oder nicht, er bekam seine Zeugegebühren für die Wahrnehmung des Termins. Sie fielen ihm als reife Frucht seiner Denunciantenbähigkeit in den Schooß. In meinem Falle sogar nicht nur einmal; denn da ich zur Feststellung der im ersten Termine bestrittenen Thatsache, daß jene „Uebertretung“ nur durch die fehlerhafte Anlage der Trauf-Einrichtung veranlaßt war, den Wirth und den Baumeister des Hauses als Entlastungszeugen vorschlug, so wurden noch mehrere Termine angelegt, bei denen mein Denunciant wieder erschien und seine Zeugegebühren einstrich; jedes Mal drei Mark.

Man muß aber nun nicht glauben, daß mein Denunciant nur den fargen Verdienst hatte, welchen ihm täglich ein Termin einbrachte. Bewahre! Davon hätte er ja auch bei seinen Gewohnheiten nicht leben können. Er hatte immer mehrere „auf der Pfanne“, wie er es nannte. — Am dem Tage, wo mir das Schöffengericht die wegen jenes Ballons polizeilicherseits auf drei Mark normirte Strafe „auf das geringste gesetzlich zulässige Maß, nämlich 1 Mark Strafe, event. im Unvermögensfalle 1 Tag Haft empfindliche, mit der Kosten (im Betrage von 39 Mark!) auferlegte, hatte mein Denunciant noch zwei weitere Termine wahr zu nehmen. Er stand sich also auf 9 Mark an einem Tage. . . . eine ganz hübsche Belohnung für sein Denunciantenthum!

So wie mit mir machte er es mit vielen Andern. Natürlich war es nur die große Anzahl von Gerichten in Berlin, die es verhinberte, daß man ihm so bald hinter die Schliche kam und ihn, als einen „gewerbsmäßigen“ Zeugen, absetzte. Allerdings kam ihm bei seinem Geschäft auch noch der Umstand zu fatten, daß er sehr wenig genug war, niemals zu denunciren, wenn nicht wirklich eine strafbare Handlung vorlag. Man konnte ihn auf die Weise auch niemals wegen leichtfertiger oder böswilliger, wider besseres Wissen erbotenen Denunciation belangen, und so geschah es, daß er sein Geschäft eine ganz geraume Zeit hindurch unbelästigt betrieb, und von Tag zu Tag dabei mehr gebeh.

Allein der Denunciant geht so lange zum Termine bis — man ihn da behält. — „Meinen“ Denuncianten hatte bei irgend einer Gelegenheit das sonst so unerschütterliche Gleichmaß des Gemüths verlassen, er war bei der erregten Verhandlung wegen eines von der Gerichtshof angeleglich geschlagenen Dienstmädchens selber erregt geworden und hatte sich zu der Behauptung hinreißen lassen, er habe nicht nur gehört, wie die Schläge klatschend niedergefallen seien, sondern er habe „die Madame“ das Mädchen auch schlagen sehen. — Nun wideruhr ihm das Mißgeschick, daß ihm nachgehenden wurde, er habe das gar nicht sehen können. Das wurde ganz unbefristet darzulegen. Da „mein“ Denunciant diese Aussagen aber unter seinem Zeugegebühren gemacht hatte, so wurde sein Weisheit zu Protokoll und er selber wegen Fluchtverdachts sofort in Haft genommen.

Er hatte sich unwillkürlich selber denuncirt, kam in's Justizhaus und wurde dort von den „Kollegen“, welchen er ganz ohne Rücksicht auf Zeugegebühren beim Aufseher wegen irgend einer Disziplinmüßigkeit denuncirt, im Dunkel eines Wintermorgens beim Austragen der Kleider-Eimer demachen geschlagen, daß er eine Woche darauf starb.

Als man ihn in seinem letzten Ruheorte auf den Justizhausfriedhofe in die Grube senken wollte, stürzte sich einer der dazu Beordneten verbotensmäßig aus einer ihm heimlich zugestrichelten Kiste mit Branntwein; in demselben Augenblicke senkte sich der schmale, am Rande des Grabes niedergelegte Sarg und stürzte kopfüber hinein.

Die Leute behaupteten nachher, man habe eben den Sarg zu nahe an den Rand der Grube gestellt. Allein, ich weiß das besser. Der Sarg stürzte, weil ich mein Denunciant aus Aergern darüber, daß er den brandstiftenden Beamten nicht mehr denunciren konnte, noch im Sarge umgebracht hat!

## Mannigfaltiges.

### Räthsel.

Ein schlimmes und ein gutes Wort, das merke, Vereeren sich, daß sich das schlimme täte. Getrennt sind niemals eumig sie zu nennen, Vereint dagegen führen sie zum Tode.

### Arithmogriph von Antonio D.

1 5 5 1 4	Freiherrliche Stadt.
3 2 4 15 1	Baum.
18 6 4 2	Monat.
5 14 3 2 4 16 1 4	Stadt im Reg.-Bez. Düsseldorf.
1 5 1 7	Stadt in Wocis.
8 14 10 13 6 12	Metall.
1 5 1 1 6	Bibl. Person.
7 2 8 1 10	Stück.
9 10 12 11 4 4	Männlicher Vorname.
132 8 14	Gewicht.
14 8 13 1 19 7 2 20	Wochentage.
1 2 5 1 4	Metall.
4 11 4 4 2	Weiblicher Vorname.
2 4 5 1 3 5 8 1 10 16	Berg in Thüringen.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, nennen eine fünfstellige Primzahl.

1. Räthsel: Das Auge. 2. Logogrifh: Haber, Habes. 3. Sonymum: Windbeutel. 4. Charade: Telheim.

### Horrepondenz.

W. Müller in E., Louis G. Alles richtig. Dign Franz in C. Emil Preiding, B. Bogen, Robert Beckmann 1 3 4 richtig. Jan. Fröhner, Gertrude Wöhrlich in B., Mein Müller, Hugo Steiner, Selma D., C. No. 1 3 richtig. M. S., Louise Rautenbach in E. 3 richtig. Ernst W. . . . 2 richtig.

Rechnungswelt redigirt von Julius Hundert. — Bild'ige Buchdruckerei (K. Klett'schmann) in Halle.